

61]

Der Entgleiste. (Nachdr. verboten.)

Von Wilhelm Holzamer.

Mirims Zigarette machte einen leichten Wogenfall nach links.

„Ich, meinst Du? Ich bin gegen jeden Heiligenschein. Schwinder sind wir alle. Wir unterscheiden uns nur durch die Art, wie wir schwindeln. Du kannst beruhigt sein, Söhnchen, er meint Dich, wie er sich meint. In der Art, wie wir schwindeln, liegt einzig ein Schuß Ehrlichkeit — in Deiner Feinheit und in seiner Gesundheit. Na, prost, Kinder, ich bin zum Bier geblieben aus Café-Ekel, aber dem Doktor Kaiser wird's ja auf einen Kognak mehr nicht ankommen, er hat's ja!“

„So, sind Sie reich?“ fragte der große Heinrich Willibald.

„Nein,“ sagte Philipp, „aber arm.“

„Nun, was wollen Sie dann hier in Paris?“ brüllte Heinrich Willibald los. „Da gehen Sie nur so bald wie möglich wieder heim. Oder steckt was anderes dahinter?“

„Seien Sie doch nicht indiscret,“ wehrte Söhnchen.

„Es wird schon was dahinterstecken,“ meinte Mirim.

„Ja,“ sagte Philipp, „es steckt auch was dahinter.“

Er hatte es laut und fest gesagt. Einen Augenblick lang waren sie doch verblüfft. So einen vollen, ehrlichen Ton war man hier nicht gewöhnt. So ein redliches Selbstbewußtsein kannte man hier nicht.

„Geht uns ja gar nichts an,“ brüllte Heinrich Willibald.

Philipp schwieg, aber er war nun gereizt. Bei der ersten besten Gelegenheit wollte er einmal Farbe bekennen und denen seinen Standpunkt klarmachen.

Die Unterhaltung ging in der gewöhnlichen Weise weiter, in starkem, plumpem Schimpfen und groben Verhöhnungen. Philipp fühlte sich doch Mirim noch am ehesten nahe, er war doch der Geheimeste von allen. Söhnchen, wenn er das Gemachte in seinem Wesen ein wenig vernachlässigte, gewann ganz entschieden. Aber er war viel zu sehr auf dies Gemachte bedacht. Herr Bender aus Mannheim wurde nur gesprächig, wenn die Rede auf Mannheim oder den Montmartre kam. Dann schwärmte er. Sonst schwieg er. Die Vaurischkeit Heinrich Willibalds mochte Philipp nicht ausstehen. Es steckte nichts dahinter.

Nun war auch noch in Philipp die Ungeduld — er wollte fort. Was würde die Algerienne zu Hause machen? Es war ihm doch ein peinlicher Gedanke, wenn sie davonlief. Wenn sie in den „Cyrano“ ginge. Nun fände sie gewiß auch den Zweiten. Es war ihm aber immer, er müsse sie in die Höhe bringen können, statt sie herabzuziehen. Er müsse sie zu etwas bestimmen können, darin ihre Anlagen auch fruchtbar würden.

In diesem Zustande der inneren Unruhe reizte ihn eine Anzapfung des großen Heinrich Willibald über Gebühr, und er brach los:

„Aber gestatten Sie, Herr Heinrich Willibald Müller, gestatten Sie, daß ich auch einmal meine Meinung sage. Ihre ganze tumultuarische Art, die gelegentlich recht unangenehm aggressiv werden kann, ist doch nichts als eine Ab- und Notwehr. Sie sind gar nicht Sie selbst, Sie spielen den, den Sie sich zurechtgemacht haben, daß er wirken soll vor den anderen. Wo ist denn einmal einer, der er selbst wäre, auch in seinen Fehlern, der echt wäre? Die einen tänzeln über die Eierkiste der eingebläuten Moral, und ihr Leben ist ein mehr oder weniger bewußter Eiertanz. Wenn sie einen Moment nur zu sich selbst kämen, ließen sie mit breiten Schritten und festen Tritten über diese ganze zerbrechliche Unnatürlichkeit hinweg und stampften sie kurz und klein. Aber sie kommen nie zu sich selbst, im Gegenteil, es geht ihnen so ins Blut, daß sie ganz werden, wie die anderen sie wollen, wie die Allgemeinheit sie braucht. Keine Echtheit, keine Unmittelbarkeit, keine Ursprünglichkeit, alles Produkt. Ein Kokettieren mit feinen Fehlern, um sich schließlich so in sie hineinzukokettieren, daß man sie den Leuten als die Stärken vorspielt. Aber wenn's einmal zum rechten Auskochen käme, wie mancher Banst würde klapperdürre werden! Wo ist denn noch der Mut zu diesem Klapperdürresein? Alles Komödie. Komödianten. Nicht sich selbst zuliebe, nicht einmal aus Bedürfnis, nein aus

Schwäche, aus Kleinheit, aus ein bißchen Profitlichkeit. Eigene Menschen — Eigenart! Sabaha! Sie tun nur so — und manchmal trägt's was ein. Der eine schriffstellert, der andere spielt den Salonlöwen, wieder einer ist der blasierte Zyniker — eine ganze Menagerie. Eine komische Menagerie. Aber gar nicht amüßant. Höchst abstoßend. Und nun muß man denken, aus solchem Geiste wird das Leben beurteilt, wird das Leben geführt, wird über Menschen gerichtet!“

„Welche kleine Schwäche, Herr Doktor, haben denn Sie zu verbergen?“ fragte langsam und gedehnt Doktor Söhnchen.

„Ich verberge keine — das heißt, ich will versuchen, mir das Verbergen abzugewöhnen. Denn was wir uns nicht selbst angewöhnt haben, das ist uns angewöhnt worden. Jedem von uns.“

„Der Mann hat Grundsätze!“ sagte der große Heinrich Willibald.

„Mainzerland — Narreland!“ sagte Bender. „Dort sind sie alle so.“

Philipp lachte.

Jetzt erst ließ Mirim seine Zigarette in den linken Mundwinkel fallen, nahm den Zwickel ab und rieb sich, eine fürchterliche Grimasse schneidend, das rechte Auge.

„Döktörchen,“ sagte er, „Sie sind ein Revoluzzer. Sie gefallen mir. Aber geben Sie acht, daß Sie nun den Revoluzzer nicht auch spielen. Die Gefahr ist groß, und die Rolle ist gut. Sehr gut. Sehr wirksam. Und steht Ihnen auch — überrrascht ein bißchen, aber steht Ihnen. So mit dem verschluckten Schießprügel im Bauch und der Barrikade in der Handbewegung — wie, Heinrich Willibald?“

„Der junge Mann hat Grundsätze,“ gröhnte der.

„Was für eine Schwäche haben Sie denn zu verbergen?“ wiederholte Doktor Söhnchen mit stereotypem Tonfall seine Frage.

„Das ist Mainzerland,“ wiederholte Herr Bender aus Mannheim, der es wissen mußte. „Dort sind sie alle Revolutionäre.“

Das ließ Philipp nun gelten.

„Döktörchen,“ klopfte ihm Mirim nun auf die Schulter, „ich trinke auf Ihre Kosten noch einen Kognak. Sie haben ihn reichlich verdient. So was strengt an. Gehen Sie dann mit?“

Philipp war's nun gerade recht, Mirim allein zu kriegen, und er wollte gerne den Kognak opfern.

Auf der Straße meinte Mirim: „Sie sind wohl noch des guten Glaubens, daß Offenheit eine Tugend sei? Sie haben wohl zu lange abseits gelebt. Ich sage Ihnen, Offenheit ist ein Fehler, ein Kapitalfehler. Wir brauchen alle den Panzer und die Maske, anders kommt man nicht durch. Wie man drunter ausschaut, das kann man sich zu Hause bei verschlossener Türe vor dem Spiegel ansehen —“

„Aber —“ warf Philipp ein.

„Ahr! Aber klingt theoretisch, Döktörchen. Ich rede von der Praxis.“

„Und der richtige, ganze Mensch?“

„Gibt's gar nicht. Es gibt nur den unrichtigen, halben, viertelsten, bruchteiligen Menschen. Und er richtet sich entsprechend seine Welt ein. Man meint dann, die Welt habe sich nach dem Menschen gerichtet. Es ist aber der Mensch, der sie gemacht hat. Sie wäre ganz anders, wenn Ihr richtiger, ganzer Mensch existierte. Nun ist aber der Unrichtigkeits- und Halbheitsprozeß schon so weit vorgeschritten, er muß sich selbst zu Ende bringen. Denn sehen Sie, alles in der Welt, das einmal angefangen ist, das muß sich selbst zu Ende bringen. Das ist Gesetz. Ein gutes und ein schlimmes Gesetz. Das ändern Sie nicht, Döktörchen. Und dafür hätten Sie am wenigsten nach Paris zu kommen brauchen. Warum sind Sie eigentlich nach Paris gekommen, wenn ich fragen darf?“

„Verhältnisse halber,“ antwortete Philipp und sah ihn gerade dabei an.

„So, so? Das ist ein sehr plausibler Grund. Lassen Sie sich Paris eine gute Schule sein. Es ist hier schon vieles verdaut, woran wir noch in Deutschland gewissenhaft herumfauen. Das ist die einzige Leichtigkeit in der Welt: verdaut haben! Merken Sie sich das! Auch hier ist nichts echt, aber die Unrechtlichkeit ist Natur geworden und zur Kultur erhöht.“

Ein deutscher Professor bekappt das nicht, und sehen Sie, auch wir, auch wir bleiben Dilettanten darin."

Philipp wußte nicht, was er darauf erwidern sollte.

"Döktörchen!" sagte Mirim und warf mit einem weiten Bogen seinen Zigarettenstummel weg. "Man hat die Raste notwendig. Aber noch etwas ist noch notwendiger: das ist die Marke! Hui Deibel — aber! Wenn Sie erst einmal so weit sein werden, Döktörchen."

"So weit?"

"Gängen Sie sich nicht vorher auf. Es hat keinen Zweck. Man kommt auch so aus. Denn man ist immer nur einer von vielen. Das ist der Trost."

Er drehte sich eine neue Zigarette.

"Sehen Sie — ich liebe die Deutschen sehr, aber ich finde sie komisch. Ich liebe die Franzosen gar nicht, aber ich bewundere sie. Nun macht man sich daraus einen Positivismus zurecht, denn das eine ist man, und das andere zieht einen an. Es kommt freilich nur ein Negativismus dabei heraus. Darin sind Sie uns über, Sie Theoretiker, Sie Riefindiewelt. Auf Wiedersehen!"

Er ging. Philipp hatte noch nicht den Mut, ihm sein Anliegen zu sagen. Aber es mußte sein. Er rief ihn zurück.

"Sagen Sie — Sie sind Statist im „Nouveau Théâtre"?"

"Ja — und?"

"Ich brauche Geld."

"Döktörchen — Sie haben eine Kleine gefunden."

"Ja — und ich brauche Geld."

"Lieber Gott — ich bin Statist — wissen Sie warum? Das pure Wächteramt. Sauer wird mir's. Zu verdienen ist nichts dabei. hm, hm — was tun? — Ist Ihre Kleine vom Theater?"

"Nein — gar nichts."

"Könnte sie nicht zum Theater gehen? Das kann jede Französin."

"Tanzen, ja!"

"Gut! Machen Sie doch!"

"Nein!"

"Und Sie gehen als Statist!"

"Nein!"

"Na, na, Döktörchen, dann wird es Sie Ihre Kleine kosten. Französische Liebe ist sehr geldbedürftig. Ich will Ihnen etwas sagen: ich bringe Sie in die Claque. Viel ist's nicht, aber Sie können in die Große Oper avanzieren. Da verdient man. Und überlegen Sie sich's noch 'mal wegen des Tanzens. Man muß freilich auf der Hut sein. Aber Sie sind ja ein Deutscher. Wir stammen alle ein wenig vom Cerberus ab."

Er notierte sich Philipps Adresse.

"Ich schreibe Ihnen."

Und nun schämte sich Philipp so entsetzlich, wie er sich noch nie in seinem Leben geschämt hatte.

Warum lief er nicht einfach davon? Einfach nach Deutschland zurück, in die Praxis, in die gute, brave Bürgerlichkeit? Wäre das dann aber nicht Schwäche? Wäre er dann nicht sein Leben lang zum Auslachen? Und würde ihm nicht der Stachel bleiben, er habe etwas begonnen, was er nicht habe zu Ende führen können? Er habe feige und Kleinmütig aufgehört beim ersten Widerstand und der ersten Unannehmlichkeit! Und würde ihn Melanie verachten müssen? Aber mußte sie ihn nicht jetzt schon verachten?

Vielleicht würde sie ihn verstehen — die zwei Leben, das eine, in dem die Seele kaum anzuklopfen gewagt hat zur Seele des anderen, und dieses hier, wo der Leib die Seele unterjocht hat. Er fühlte die Unterjochung, aber er mußte noch Sklave sein. Es war eine Gewalt, die stärker war als er.

Er träumte sich nach Taormina und stand oben im Amphitheater und sah über das Meer und sah die weiche Linie der sizilianischen Küste fern verschwimmen und verschwinden und oben in Blauen die Schneekuppe des Aetna verblasen. Und um ihn war ein süßes Wehen und sachtcs Flüstern, eine wärmende, weiche Kühle, ein wohliges Stillesein. Aber er war fremd — es war kein starkes Selbstgefühl in ihm, kein Mut. Er hatte das Gefühl, er müßte noch viel leiden, um dahintreten und die Schönheit rein genießen und ganz besitzen zu können.

Er litt. Er war wie mit Nuten geschlagen, aber er mußte ihnen stillhalten.

Die Algérienne war nicht zu Hause.

Im "Cyrano" war jetzt noch nichts los. Er fand sie in der "goldenen Schnecke". Sie hatte zu Abend gegessen und trank nun Champagner und rauchte Zigaretten.

"Wer soll denn das aber bezahlen?" flüsterte Philipp. "Wir werden schon verdienen," sagte sie. "Ich mach' mir einen Lag daraus!"

Es lag ein schwerer Druck auf dem Abend. Und Philipp fühlte, daß dieser Druck irgendwo festlag, wo er ihn nicht heben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Pflanzliche Wohlgerüche.

Von Dr. L. Reinhardt.

(Schluß.)

Die zur Parfümgewinnung verwandten Stoffe des Pflanzenreichs sind fast stets ätherische Öle, die aus den Blüten und Fruchtschalen oder anderen Teilen durch Auspressen, durch Destillation mit Wasserdämpfen oder durch Zusammenbringen mit Fett gewonnen werden. Das älteste durch Destillation rein gewonnene ätherische Öl ist das Rosenöl, das im 9. Jahrhundert nach Christi zuerst in Persien durch Ärzte aus den herrlich duftenden Zentiosolen gewonnen wurde. Es wird besonders von den Türken sehr geschätzt und mit 800 bis 900 M. das Kilogramm bezahlt. In Europa sind die Haupterzeugungslöcke Kasanlik in Bulgarien und Mittiz in Sachsen. Seines hohen Preises wegen wird es vielfach mit dem ähnlich duftenden ätherischen Geraniumöl verfälscht, das in America in Spanien, dann in Algerien und seit 1887 besonders auf der Insel Reunion aus dem 1,6 Meter hohen, hochrote Blüten hervorbringenden Rosen-geranium gewonnen wird. Dieses wird wiederum mit dem Lemongrasöl verfälscht, das aus dem in Südindien heimischen bläulich-grauen Lemongras gewonnen wird. Auf Ceylon und Malakka wird es im großen angebau und durch Destillation das Öl daraus gewonnen. Noch weit mehr ist dies mit dem in trockeneren Gegenden Südasien verbreiteten Citronellölgras der Fall, das sich von jenem durch seine rote Behaarung, die schmaleren Blätter und die kurzen Lehren unterscheidet. Das 2 bis 2,5 Meter hohe Gras wird aus Samen gezogen und wird just vor dem Blühen geschnitten. Bei sorgfältiger Kultur gibt es zwei bis drei Ernten im Jahr. In Südindien wird besonders auch das aus den Wurzelstöcken von Andropogon muricatus gewonnene Kuskus- oder, wie die Tamilen sagen, Vetiveröl viel benutzt, aber in nicht sehr großen Mengen nach Europa ausgeführt. Dort wird auch viel Sandleholzöl aus dem in kleine Späne gehackten, rosenartig riechenden Kernholz des kleinen Sandlebaumes destilliert, das in allerdings weniger ertragreicher Qualität auch von den kleinen Sundainseln exportiert wird. In der Medizin dient es zur Behandlung der Gonorrhoe an Stelle des älteren Copaibbalsams. Das wohlriechende Holz dient — bei den Chinesen zugleich mit Weihrauch — als Räuchermittel in Tempeln und bei Begräbnissen.

Ebenfalls in der Medizin Verwendung finden das aus den gewürzhafte riechenden Blättern zweier nahe verwandter australischer Bäume destillierte Cajaputöl (vom Malaiischen cajuputi, d. h. weißer Baum) und das Eucalyptusöl (von dem bis 130 Meter Höhe erreichenden, äußerst rasch wachsenden und daher zur Entsempfung febrilerer Gegenden benutzten Eucalyptus globulus). Aus den Blättern einer anderen Myrtacee (Amomis camophyllacea) wird in den Kleinen Antillen, und zwar bis jetzt fast ausschließlich von wildwachsenden Bäumen, das Bahöl gewonnen, während aus den Früchten des hauptsächlich auf Jamaica kultivierten Pimentbaumes das Pimentöl hergestellt wird. Gleicherweise destilliert man aus den verschiedenen Gewürzen, wie Zimt, Cassia, Gewürznelken, Muskatnuß, Kardamomen, Ingwer, Kalmus, Anis, Sternanis, Fenchel, Koriander usw., die betreffenden ätherischen Öle, die mancherlei Verwendung finden. Das Gleiche ist mit den wohlriechenden Lippenblütlern der Fall, wie Pfefferminz, Rosmarin, Lavendel, Thymian und Salbei, zu denen als eines der wichtigsten tropischen ätherischen Öle das eines Halbstrauchs von Indien, Ceylon und Malakka, Pogostemen patschuli, hinzukommt, das nach der bengalischen Benennung Patschuli heißt. Diese alle werden durch Destillation aus den Blättern und übrigen krautigen Pflanzenteilen gewonnen. Mit dem durchdringend riechenden Patschuli parfümieren die indischen Frauen ihre Kopfschleife, die Kaufleute die teuren Schals und den Tabak, die Chinesen ihre Tische. Auch in Europa wird diese Essenz häufig zu Parfümieren verwendet, da der Duft der haltbarste unter allen Pflanzengerüchen ist.

Eines der feinsten und kostbarsten der flüchtigen Öle, dem in Südasien sogar der allererste Rang eingeräumt wird, ist das Jlang-Jlangöl, das aus den grünlichen Blüten des etwa 20 Meter hohen, auf den südasiatischen Inseln heimischen, von den Malaien als Kananga bezeichneten Baumes Cananga odorata gewonnen wird. Es kommt fast ausschließlich aus den Philippinen über Manila in den Handel und wird von kultivierten Bäumen gewonnen, deren Duft sehr viel feiner als der der wilden ist; letzteres, das als Kanangaöl bezeichnet wird, kostet deshalb auch nur etwa ein Siebentel des echten Jlang-Jlangöls, nämlich 65 M. statt 440 M. das Kilogramm.

In Südasien werden schon lange die wohlriechenden Samenkörner einer strauchartigen Malve als Parfüm benutzt, z. B. zwischen die Wäsche gelegt. Sie riechen nach Moschus und kommen deshalb

als *Moschus-Törner* in den Handel. Von Indien aus hat sich der Strauch, dessen unreife Früchte als beliebtes Gemüse gegessen werden, über die ganzen Tropen und Subtropen verbreitet und wird besonders in Westindien, speziell Martinique, im großen kultiviert. In den beiden letzten Jahrzehnten hat sich der Verbrauch des aus den Moschusfrüchten gewonnenen ätherischen Oeles außerordentlich gesteigert. Ihm im Geruche ähnlich ist das aus der bitteraromatischen Wurzel der in der zentralasiatischen Steppe heimische Sumbulppflanze, eines Doldengewächses, gewonnene andere Moschusöl, das ebenfalls ein Surrogat des echten Moschusöles bildet.

Wie das in den Orchideenblüten nicht seltene Vanillin, das übrigens neuerdings künstlich hergestellt wird, sich in konzentrierter Form in den Schoten der Vanillepflanze vorfindet, so ist das in der Pflanzenwelt als Duftstoff weit verbreitete *Rumarin*, das dem Waldmeister, dem Ruchgras und dem letzteres in größerer Menge enthaltenden Heu den charakteristischen Geruch verleiht, in der südamerikanischen *Tonkabohne* in besonders hohem Maße angehäuft. Die sie hervorbringenden Tonkabäume sind 20 bis 27 Meter hohe Schmetterlingsblütler, die in den Wäldern Guianas, Venezuelas und Nordbrasilens heimisch sind. Von dort kommen die über mandelgroßen, glänzend schwarzen, runzeligen Samen in den Handel, die sich nach vorüber gehendem Einlegen in Rum mit farblosen Rumarinkriställchen bedecken. Während sie wie die Vanilleschoten und das Kraut von Waldmeister und Ruchgras fast geruchlos sind, duften sie jetzt stark nach Heu, indem sich wahrscheinlich das Rumarin, wie das Vanillin und ähnliche Duftstoffe, aus einer anderen leicht zersehbaren Substanz erst bildet. Es dient vielfach zur Parfümerie, als wohlriechende Beigabe zum Schnupftabak, zur Bereitung von Raitrankeffenz und zur Imprägnierung von gewöhnlichen, geruchlosen Kirschbaumtrieben, die dann als Weichselrohr zur Herstellung von Pfeifenröhren, Spazierstöcken usw. dienen. In der Medizin wird damit der penetrante Geruch des Jodoforms gemildert.

Reichliche Verwendung finden auch die in den Blüten und Früchten der Agrimon (Zitronen, Apfelsinen usw.), wie auch in den wohlriechenden Blüten der verschiedenen Gartenpflanzen, wie Nelken, Rosen, Kesseln, Maiglöckchen, Seliotrop, Hyazinthen, Tuberosen usw., enthaltenen ätherischen Oele. Die Stadt Grasse in Südfrankreich ist das Zentrum von deren Kultur und Gewinnung. Dabei werden die gepflückten Blüten mit geschmolzenem Fett übergossen und umgerührt, erstarrt 24 Stunden liegen gelassen. Dann wird das Fett wieder geschmolzen und dieser Prozeß wiederholt, bis das Fett mit dem Nischstoff gesättigt ist. Zur Erreichung dieses Resultats sind von manchen Blüten bis 6 Kilogramm auf 1 Kilogramm Fett erforderlich. Für die feinsten Gerüche verfährt man in der Weise, daß man große, starke Glaskäsele 0,5 Zentimeter hoch mit ebenmäßigem reinem Fett — in der Regel Schweinefleischschmalz und Rindstalg — belegt und in diese die Blüten, deren Duft man auffangen will, mit dem Kelch nach oben steckt. Auf die Glaskäsele wird eine zweite, in derselben Art zugerichtete gelegt, die als Deckel dient und den Geruch nicht entweichen läßt, darauf eine dritte wieder mit Blüten besetzt und so fort. Nach 25 bis 30 Tagen ist das Fett mit dem Dufte der täglich gewechselten Blüten gesättigt. Diese als Pomaden bezeichneten parfümierten Fette bilden die Grundlage der meisten Parfümarikel. Aus ihnen kann man durch Extraktion mit Weingeist den Nischstoff als Essenz erhalten und in einzelnen Fällen ihn auch als ätherisches Öl für sich abscheiden. Der Spirit gibt dem Parfüm die Frische, und sein Geruch hat etwas Belebendes. Um nun die verschiedenen, vielfach mit Phantasienamen belegten Parfümwässer zu erhalten, werden die Essenzen in mannigfaltiger, als Fabrikgeheimnis geheim gehaltener Weise gemischt und zur gegenseitigen Durchdringung der Duftstoffe oft längere Zeit in Holzgefäßen gelagert.

Städtebilder.

Basel.

Ist es eine Täuschung, wenn ein freies Gefühl beim Verlassen des Bundesbahnhofes sich des Preußen bemächtigt, der über die Grenze des Kantons geht, nicht um einige Ripons hochwertiger Papiere in diesem Lunapark Europas abzufahren, sondern sich einige Atemzüge einer Luft aufzunehmen, die nicht vom Hauch des Gottesgnadentums geschwängert ist?

Ist sie besser? Der noch von erstörter Abneigung bewegte Puls geht langsamer, man schreitet durch Willen und parkartige Straßen und zaudert. Ist dies nicht auch das Land der internationalen Milliardäre, der Hotels mit jenen Rechnungen, die nach dem *Witzblatt* dem Gaste das vergnügte Pfeifen unterbrechen lassen?

Man greift beunruhigt nach den beiden Säulen, die die Umwechslung in Franken ergab, und eilt, die vornehme Gegend zu verlassen.

Die Straße senkt sich tief hinab, und in diesen Niveau-Veränderungen liegt ein Teil des starken Reizes der Stadt. Alte Häuser übereinander, mit den Straßen auf und absteigend, gewunden und gebogen — kaum mehr als fünf Häuser weit eine Gerade bildend.

Die Front selbst ist selten bei den vorherrschenden älteren Häusern mehr als drei Fenster breit, so wirken sie schlanke und in

schönem Verhältnis, während das Berliner Mietshaus dem Quadrat sehr nahe kommt und durch die Einförmigkeit reizloser Fensteröffnungen, endloser monotoner Gesimslinien den öden Eindruck hervorruft. Was alles geschieht am Baseler Haus, es aus der Masse zu heben! Weit schiebt sich der Balkon über die Straße, bei größeren Häusern das ganze Haus galerieartig umgehört; weit auch schiebt sich der Giebel vor, herzhafte gleich all drei Läden der Fenster, gleich dem Fenstergeßims in Farbe gebräunt. Sie sind stark, diese Farben, tief und voll, braun — blaugrau — das tiefste Rot — aber nie bunt. Es freut ein Malerauge zu sehen, wie geschickt selbst kleine Kontraste durchgeföhrt sind.

Und mehr noch freut es: es sind nicht die alten und ältesten Häuser, es ist nicht die Vergangenheit, die so baute, gerade die zu legt Eingereichten fallen nicht heraus, sie sind mit die reizvollsten, enthalten alle Eigenarten des besonderen Baseler Stils. Eine Stadt an einem derartigen Schnittpunkt der europäischen Kulturbewegungen muß ja reich sein an Ideen und Erfahrungen. Sie kann also nicht, wie das immer noch erst als „angelegt“ zu betrachtende Berlin, noch bei der primitiven Geraden, dem Kreis, dem einfachen Bogen im Bau sein, sie kann auch nicht zufrieden sein, einen Baustil zu übernehmen. Sind sie doch alle im Laufe der tausend Jahre mit am frühesten hier eingeföhrt, und spielen sie wie Regenbogenfarben in allen Gebäuden in kaum merkbaren Reflexen.

Man beschneidet die Eden, rückt das Erdgeschöß zurück, läßt gar den ganzen Laufgang offen. Durchfahrten gehen durch neue Häuser; man sieht, die neue Zeit ist nicht brutaler in Basel gegen das Ganze geworden. Mehr noch tun die Gäßchen und Wege, die nicht nur Fronten, sondern auch Seitenwände entwickeln lassen. Reiche, unablässig gewandelte Gesims- und Friesornamente, die auch im Balkongitter wiederkehren und kein gußeisernes Fabrikchema dulden, halten den aufsteigenden Blick zurück. Selbst das simpelste Häuschen bringt neben den Farben der Hauswand und der Läden ein kunstvolles, eigenartiges Türgitter auf, und sei es nur eine kleine Torfenster-einlage.

Das Haus zum goldenen Läng, als ein neuestes, „Die Schnecke“, in Kleinbasel am Rhein gelegen, als ein altes Beispiel aus der Zeit von 1500, sie sind einander wert. Bei diesem ist das heute noch im Eigennamen jeden Hauses ausgedrückte Selbstbewußtsein in dem Hauszeichen erhalten, einer Schnecke, die in grünem Laub sitzt, in violettfarbigem Rahmen. Farbe — wohin man sieht, durch Farbe drückt das Steinhäuser das Leben seines Bewohners, sein besonderes Empfinden aus, wofür sich ja auch in Berlin langsam Meinung findet.

Aber was wagt man nicht in Basel! Das Rathaus ist im Bauprinzip kaum vom Berliner Rathaus abweichend, das Berliner darf sogar als das edlere gelten. Aber welch Leben, welche Wärme verließ der Basler dem seinen! Das tote Weiß der Natursteine bringt seine frisch zugreifende Farbe schnell zum Leben, aber auch zur Einheit. Auf das tiefe Rot setzt er dann kleine blaue Ornamente, die Fenster selbst sind enger verbunden und lassen große Flächen dem Schmutz der Farbe frei. Im Hof ergibt wieder die farbige Lände Wärme und Behaglichkeit, zugleich den Fresken den Rahmen gebend. Ein tiefes Blau strahlt aus den Decken der Bogengänge und schafft ein vertrauliches Verhältnis mit dem Beschauer.

Auch die Frage, ob man Statuen bemalen soll, hat Basel längst gelöst und freudig bejaht. Ist doch an sich schon ein Steinbild ein Versuch der Nachschöpfung des Lebens. Basels Standbilder, die Figuren des Fischerbrunnens, prägen sich dem Vorbeigehenden ein, ihr Gold und Blau und Rot hindert nicht, die Arbeit des Schnitzers, des Bildners zu betrachten. Aber sie verhüten den Frost, den die Marmortoten des Tiergartens verursachen. Allerdings, eins hat der Baseler Baumeister an sich voraus, er baut sich und den Seinen zur Luft und Erbe, niemand darf sich herausnehmen, dem Bürger seinen Geschmack aufzudrängen — sie würden ihn mit Hohn heimlich töten.

Trotzdem ist Basel nicht schön zu nennen; dazu gehört wohl eine Einheit der Verhältnisse, die nicht möglich war. Ein Stadtteil nur — ganz dem Stil des „Häuses zum goldenen Läng“ angehörend — könnte idealen Ansprüchen genügen. So stört schon die übermäßige Breite des an sich schönen, gletschergrünen Rheinstromes, gegen den die Stadthäuser wie Vogelnester wirken, und selbst der Münster mit den schönen Ordenskreuzgängen, mit den figurenreichen Portalen wirkt klein. Eine Ueberfülle von interessanten Ausblicken und Durchblicken entschädigt dafür, die Stadt ist wie ein Museum, nur belebt und angenehm belebt von einer charakteristischen Bevölkerung.

Basel wie Strassburg und Frankfurt besitzen trotz ihrer kleineren Straßenbahnstrecke etwas, was die Große Berliner nur in einer einsamen Billengend andeutungsweise besitzt — Wartehallen. Ist das Wetter im Norden milder oder sind die Südländer anspruchsvoller? Jedenfalls sind die Bahnhöfe der Trambahn mit einer Sorgfalt ausgestattet, wie sie der Norden nur für die Minutenaufenthalte durchreisender Potentaten hinaubert. Sie nehmen gleichzeitig alle die kleinen notwendigen, aber störenden Bauten: Notanden (die unterirdisch sind), Erfrischungshäuschen, Zeitungskiosk usw. auf, enthalten Telefon, Wetterapparate, Automaten, die auch Fahrpläne für 20 Cts. mit Stadtplan verlaufen.

Eine noch größere Ueberraschung sind die Brunnen. Es mag Basel mit seinem reichen Wasserzufluß nicht viel kosten, eine solche Menge Brunnen Tag und Nacht laufen zu lassen, aber wohl wünscht man die Berliner Verschönerungsrate herbei, um ihnen zu

weisen, wie billig und einfach aus dem Brunnen ein Stadtschmuck gemacht wird.

Die Form ist nicht auffallend, das scheint die Hauptsache zu sein. Meist ist es die alte dörfliche Fregform, ein längliches Viereck aus groben Quadern, an der Stirn eine Säule — darauf eine Figur, die dem Volke, der Bevölkerung etwas bedeutet.

Man brauchte nur die Berliner Museen zu öffnen und die erträglichsten, lebendigsten Statuen ins Licht zu bringen. Man brauchte weiter nur die Ateliers der Bildhauer revidieren lassen und man würde erstaunt sein, wie viel billiger und origineller der plastische Schmuck der Stadt sein könnte.

Aber nicht der plastische Schmuck ist es, der die Brunnen so vorbildlich scheinen läßt, neben der bequemen Form ist es die Weite und Breite der Bassins, das Fehlen des „Entwurfs“, der auf gepappten „Kunst“ — des „Stils“. Da hat jede Generation etwas zurechtgerückt, aber das Ganze als vernünftig gelassen, eine Figur hinaufgestellt, Blumen und Pflanzen bei den mehrteiligen Anlagen um die Säule gebracht. Sie füllen bequem die Rissen und Winkel aus, die die Treppengänge und das Durcheinander der Häuser in Menge entstehen lassen. Zwanzig von ihnen in ihrer anmutigen Schönheit dürften noch nicht die Kosten des schlechtesten Berliner „Monumentalbrunnens“ erfordern.

Was aber kann der Fremde vom Innern des Stadtbildes, auch nur der Häuser sagen, geschweige vom *Vetohner*? Er wird sich an die „Wahrzeichen“ und Chroniken halten, um tiefer zu sehen. Daß es nicht auch hier heißt: „Augen hui — innen psui“, belehrt man's sichtlich durchs Bild, verrät aber selbst das Stadtbild. Wenig des Pops und öden renommierten Prunks findet das Auge, wohl aber viel Freude an sichtbarem Genuß — am Sinnbild der fruchtreichen Arbeit, an innerem Reichtum. 1597 sagt Wurstisen vom Innern ihrer Häuser: „Da alle Gemach zum zierlichsten vertäfelt, vergipft, gemalt und gestrichelt sein müssen, wird bald dazu kommen, daß man sie verfilbert und verguldet.“ Vom Baseler selbst sagt das Volkswort nur in vielen Wendungen, daß er nicht von seinen Geldsäcken zu bringen sei — und verspottet sein ewig von Selbstsucht verkrüppeltes mürrisches Gesicht.

Dennoch geht man wie befreit unter diesen ruhigen, heiteren und sichtlich sehr fleißigen Menschen umher, wundert sich ein wenig, daß Polizeibeamte sich anständig und sympathisch benehmen können, ohne an Autorität — einer vom Volke an Volksglieder freiwillig verliehenen — zu verlieren. Was würden die ausgedienten Feldwebel und Trossenträger der Berliner Polizei dazu sagen, daß sämtliche Stützen der Basler Ordnung bis auf den letzten Mann organisiert sind und selbst die Linde ihnen den Rebooster nicht versagt, gewiß, daß diese Bürger ihn nie gegen andere Bürger mißbrauchen würden?

Noch eines der Fresken im Eingang des Rathhauses sei gedacht als Illustration des Geistes, der in Preußen erst erwachen soll und über Basel lebt: Ein verbrecherischer König, zur Verantwortung gezogen, erscheint im Vertrauen auf die gewohnte Furcht vor dem Schein der Macht, umgeben von seiner Leibwache, vor den Richtern. Schon will das Gericht ihn furchtlos freisprechen, da wird es von einem der Beteiligten an rechtes Gericht auch diesem gegenüber ermahnt, überwindet die Furcht und bestimmt ihm seine Strafe.

Noch ganz voll von dieser Symbolik komme ich zu einem Bahnhof, da schallt mir ein erster viestimmiger Gesang entgegen. Es sind Beamte — wohl in einer Pause — einer dirigiert, kräftig, anhängig wagt ihr Vergleich durch die Hallen, und ruhig gleitet der Verkehr fort, als gehöre Heiterkeit der Seele zum Dienst, der Dienst zum frohen Leben.

Kleines Feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Das Brennen und Löschen des Kalkes. Es gibt chemische Prozesse, die man täglich vor Augen hat, ohne daß man sie beachtet oder danach fragt, wie sie bedingt seien und man es höchstens dabei bewenden läßt, sich über die „unerklärliche Erscheinung“ zu wundern. Zu diesen gehört sicherlich das Brennen und Löschen des Kalkes und es ist nicht ganz ungerechtfertigt, hier einmal das Naturgesetzmäßige dieses alltäglichen Vorganges mitzuteilen.

Der Kalk, wie er einen so wesentlichen Bestandteil der felsigen Erdoberfläche bildet, ist kein chemisch einfacher Körper, sondern eine Verbindung eines chemischen Elements, des Calciums, mit Sauerstoff und Kohlenäure. Das Calcium, das also überall den Grundbestandteil des Kalkes bildet, kommt nirgends in der Natur rein vor. Vom Chemiker rein dargestellt, ist es ein hellgelbes Metall, glänzend, ziemlich weich und sehr dehnbar, verändert sich aber schnell an der Luft. Als *Kalkstein* ist das Calcium mit Sauerstoff zu Calciumoxyd und dieses mit Kohlenäure zu kohlensaurem Calciumoxyd verbunden, das eigentlich der wissenschaftliche Name für den Kalkstein ist. Dieser ist in reinem Wasser gar nicht und in kohlensaurem Wasser nur sehr wenig löslich; er ist also wohl ohne weiteres nicht als Mörtel verwendbar. Dazu muß er vorher mancherlei Behandlungen unterzogen werden.

Zunächst wird der Kalkstein gebrannt, was bekanntlich in besonderen Kalköfen stattfindet. Durch die Hitze wird die flüchtige Kohlenäure aus dem Kalkstein ausgetrieben; es wird also aus dem

kohlensauren Calciumoxyd einfaches Calciumoxyd, gewöhnlich gebrannter Kalk oder Kalkfall genannt. Calciumoxyd kommt ebenso wenig wie das Calcium in den Gebirgen oder sonstwo vor, sondern wird eben durch das Brennen, einen chemischen Prozeß im großen, erst dargestellt. Kalkfall heißt es wegen jener ägenden Eigenschaften, die es z. B. geeignet machen, um die Haare von den zu gerbenden Tierhäuten herunter zu bringen. Aus diesem Grunde verbraucht der Gerber viel gebrannten Kalk.

Vor feuchter Luft geschützt und an trockenen Orten aufbewahrt, hält sich der Kalkfall lange unverändert, während er aus der feuchten Luft Feuchtigkeit und Kohlenäure anzieht. Da es aber nicht möglich ist, gebrannten Kalk in großer Menge luftdicht abzuschließen, so verliert er bald seine Brauchbarkeit.

Der gebrannte oder Kalkfall wird nun behufs der Mörtelbereitung gelöst. Dieses Wort erleidet hier eine sonderbare Anwendung, weil dabei kalte Körper, Kalkfall und Wasser, zur stärksten Erhitzung getrieben werden, also gerade das Gegenteil vom Löschen bewirkt wird. Je nach dem Gewichtsverhältnis des zum Löschen verwendeten Wassers gibt das Löschen ein anderes Ergebnis. Mit ungefähr ein Drittel seines Gewichtes Wasser besprengt, läßt sich der gebrannte Kalk stark auf und zerfällt langsam zu einem trockenen Pulver (Kalkmehl), von dem 100 Teile 75 Teile Calciumoxyd und 25 Teile Wasser enthalten. Setzt man zu dem Kalk allmählich die doppelte Menge Wasser hinzu, so erhält man eine etwa rahmdeige Flüssigkeit, die nach dem Erkalten einen dicken weißen Brei (den Mauererkalk) gibt. Durch Hinzugeben von noch mehr Wasser bekommt man eine milchweisse dünne Flüssigkeit (Kalkmilch) und bei einer Steigerung bis zu 1000 Teilen Wasser wird der Kalk zu einer vollständig wasserhellen Flüssigkeit (Kalkwasser) aufgelöst. In allen diesen Fällen verbindet sich der gebrannte Kalk unter Entwicklung einer großen Wärme, die bis zur Siedehitze steigt, mit dem Wasser; er bildet ein Hydrat. Wir haben hier, beiläufig gesagt, einen Fall von Wärmeerscheinung, die einfach durch den Vorgang einer chemischen Verbindung, ohne einen sogenannten Wärmestoff, bedingt ist.

Bei der Verwendung zu Mörtel mischt man den Mauererkalk bekanntlich mit Sand und daß dieser Mörtel allmählich erhärtet, beruht darauf, daß er mit großer Begierde Kohlenäure aus der Luft anzieht und also wieder wird, was er vor dem Brennen war, kohlen-saurer Kalk. Bei dieser Erhärtung zeigt der Kalk zu den beigemengten Sandkörnern ein großes Anhaftungsvermögen.

Technisches.

Der elektrische Geigenvirtuose. Dem Violinspiel droht eine schreckliche Gefahr, denn die Elektrizität soll gegen die Geigenvirtuosen mobil gemacht werden. Der elektrische Violinspieler scheint bereits zur Tatsache geworden zu sein. Sein Vater ist ein junger Schwede namens Sandell, der in Amerika lebt. Schon als Zwanzigjähriger hatte der begabte Jüngling verschiedene Apparate für drahtlose Telegraphie erdacht und ein Klavier mit Menschengestimmten erfunden. Jetzt ist nun auch seine elektrische Violine auf dem Plan erschienen, und zwar mit der erforderlichen Begleitung des automatischen Klaviers. Vier Jahre hat er angeblich gearbeitet, ehe er eine „befriedigende“ Lösung der Aufgabe fand, und es heißt, daß er jetzt schon einer großen Gesellschaft die Ausbeutung seines Patents übertragen hat. Die elektrische Violine ebenso wie das begleitende Pianino wird durch den Streifen von perforiertem Papier in Betrieb gesetzt, die durch elektromagnetische Ströme bewegt werden. Es scheint eigentlich unmöglich zu sein, daß Geigenspiel durch eine mechanische Vorrichtung mit annähernder Ähnlichkeit der Ausführung hervorbringen. Dennoch wird versichert, daß dem jungen Sandell das Kunststück durchaus gelungen ist. Es wird zwar zugegeben, daß diesem automatischen Geigenspiel etwas von der Seele des Spielers fehlt, auf der anderen Seite aber der Vorzug in Anspruch genommen, daß die elektrische Violine nicht die sehr häufigen Unzulänglichkeiten von Geigenspielern zweiten Ranges hören läßt. Der Violano Virtuoso, wie der Apparat genannt wird, vermag angeblich die zarresten Feinheiten künstlerischer Ausführung wiederzugeben. Es wird auch versichert, daß er gegen die Einflüsse von außen her ebenso empfindlich ist wie eine Geige, so daß die mechanische Einformigkeit des Ausdrucks vermieden wird. Was die Konstruktion selbst betrifft, so wird das Streichen der Saiten durch kleine Räder hervorgerufen, die in ungefähr fünfzig biegsamen Scheiben aus Zelluloid bestehen und ebenso wie ein Violinbogen mit Kolophonium eingerieben sind. Sie drehen sich mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit und üben dadurch einen verschiedenen Druck auf die Saiten. Die Dide der Scheiben ist nur die eines starken Haars. Die Bewegung der Finger des Spielers ist ersetzt durch die Bewegungen einer Reihe von Elektromagneten, durch deren Wirkung das Auf und Ab der mechanischen Finger hervorgebracht wird. Andere Elektromagneten sind dazu da, besondere Bewegungen zu veranlassen wie ein Staccato, ein Pizzicato, ein Glissando, ein Tremolo. Die Ströme für die Elektromagneten werden durch Bürstenkontakte kontrolliert, die über die Papierbänder laufen und auf einen Metallzylinder treffen, wo ein Loch in dem Band ist. Die Bänder sind 25 Zentimeter breit und geben 125 Kontakte, nämlich 70 für die Geige und 55 für das Klavier. Der erregende Strom hat eine Spannung von 110 Volt, wie bei den gewöhnlichen Elektrizitätsleitungen. Die Bewegungen des Papiers gehen durch einen kleinen Elektromotor.